

Offener Schreibbrief von Lizzie Hauffengel.



No. 130. — Well, ich hen Ihre gepremmt, daß ich Ihre veräble wollt, was die Mietung for e End nemme deht un zu meine Brammiffes duhn ich ich immer stide. Ich sin also so weit tomme, wie ich uff die Plättform gestiept sin un dann hen ich gestappt. In Hädt hen ich auch an die Plättform gestappt un ich hen gefühlt, als wann mich einer e Rohn um den Hals geleit hätt un er deht in einem fort dran pulle. Die Auge sin mich ganz aus den Kopp eraus tomme un mein Herz is gange wie e Spinning Wheel. Ich hen bei all die Ecksentem tall gefühlt un ich hen ein Schill nach den annere gehabt un dann hen ich wider ein Floch in mein Kopp genohißt un mei Hets hot mich gebrennt, als wann ich's in en Wehsbrenner hätt stide. Die Abhienz hot so still, daß mer hätt hieße könne, wann e Pinn an den Hieße gedrappt wär. Die Missus Wehr hot mich zugewispert: „For Hewen Sehls, go ehett!“ Jeds, die hot leicht tahle; ich hen gefühlt, als wann ich von die Plättform erunner ischumpe un aus die Hahl fortlaufe sollt. Well, ich hen gesehn, daß es so nit weiter gehn konnt un do hen ich denn en große Effert gemacht un hen mich in die erste Lein emol biesent mei Droht getliert. Do hen se all gackht, awider do hen ich wider meine Wörf triegt. Ich hen uff emol e Körrelsch gepürt, daß ich ordentlich for mich selbst verschrode sin. „Lehbies un Schentelmänner,“ hen ich geseht, „ich hen e paar Dag zurüd e schredliches Kalt gefeßt, so was mer uff deutsch en Eied von die Influenzia rufe laut; for den Miesen kann ich nit so laut tahle wie ich gern gleiche deht un Se misse mich edschüße. Emnuweg hett ich gar nit tahle solle, bitahs mein Viechschid hot mich geseht, ich sollt gar nit spreche unner keine Zirtunfenzes awider mehr wie höchstens zwai Minnits.“ Do hen se all in die Zwais gefläppt un ich hen io praut gefühlt, als wann ich die größte Heldenthat vollbracht hätt. Die Missus Wehr hot so freundlich zu mich gesehmet un das hot mich artig zu fühle made. Ich hen dann mein Spielsch kontinjant; Ich kann nit sehn, hen ich gefagt, wie Ihr Euch noch un en annere Mändideht for den Wehrd off Ettjutehschen trauwelle könnt. Mein Hosband is der beste Mann, wo Ihr sinne könnt. Er hot immer for den Bennesitt von unferer Taun gesehafft; er is en Zittisen un er is auch en Pa, sinne Bunde — no acht Bunde hot er un bieselids daß is er auch en Hosband. So ebbes verdient Vertraue un wann Sie mich angude, wie ich jetzt wie uff den Pranger for Ihre sehn, dann müßt Ihr sage, jeds daß is die Frau wo ihren Scherh beigetrage hot, das mer von ihren Hosband jetzt so viel gute Sache sage tann. Do hen se wider all Hurere gehallert un ich hen noch en Stoff in mein Kopp gehabt, daß ich noch for drei Stunde hätt tahle könne. Ich hen so laut gehallert wie ich nor gekonnt hen. Wann Ihr mich also frage duht, wer is der Schentelmann for den mir wohle solle? dann tann ich Euch nur eine Ennfer gewise un die is: Wohi for kein annere als for den Mieser — „Do hot mei Weus ausgewide un ich hätt den Philipp sein Name nit mehr erausbringe könne, tu seht mei Leif. Do is mich die Missus Wehr zu Hilt tomme un hot so laut wie se nor gekonnt hot, den Philipp sein Name gehallert un die Abhienz hot ein Wahrschupp nach den annere von sich gewise. Se hen 's all so epriechlichet. Ich tann Ihre awider auch sage, es wor en großer Eudsch. In Front von all die Viebels hot mich die Missus Wehr umarmt un getiht un die Lehbies wo present waze sin so gestohft gewese, daß se all ganz schredlich greint hen un es is nids annerlicher indrig gelbewise, als daß die Schrobblehbies herbeigeholt mühte wer'n for den Hieße uffzummappe. Ich sin io häppie gewese, daß ich gedent hen, ich müßt for lauter Freud auch ebbes duhn un ich hen grad Errehschments gemacht for e paar Sommerseh von mich zu gewise, do is die Missus Wehr uffgestschump un hot enauzt, daß ich ganz soddenie en Eied von Diffines in den Brehn hätt triegt un daß se for den Miesen mich heim bringe müßt. Dann hot se mich beim Winge triegt un mer sin fort. Wie mer aufseit ware, hot se gefagt: „Wei Lizzie, ich sin escheht von dich. Wie kannst du nur als e Lehdie dran denze, in die Pressenz von Schentelmänner so Stonts zu duhn? Das is nit Lehdielet un ich sin schube du hättst elles geseult, wann ich dich nit gestappt hätt.“ Off Rohrs jekt hen ich's ja auch gesehn, daß ich en große Mißteht gemacht hätt un ich sin froh gewese, daß ich so gut aus die Sach eraus tomme sin. Ich hen die Missus Wehr mit heim genomme un do hen mer noch e große Zeit gehabt. Die Wehsweilern is auch tomme un wie der Wehsweilern sein Platz zugemacht gehabt hot, do is er un der Phil auch tomme un do hen mer so e recht schön Familiefest gesehret. Ich hen

die Missus Wehr e Kimmelsche gewise un do is se so muntere geworde, daß ich sie noch dreimol hen einsehnte müsse. Dann is se awider abtreit gewese. Sie hot mit den Philipp un den Wehsweilern Briebeschaft gedrunke un mer hen all in Glückseligkeit geschwonne. Wie ich selle Nacht in's Bett sin tomme, do sin ich awider so ausgepleht gewese, daß ich's Ihre gar nit sage tann. Ich hen in einem fort in mein Driem gehallert: Lehbies un Schentelmänner“ bis mich der Phil cu Busch in mei Spehrripps gewone hot un gefagt hot, wann ich nit reit er un denn stappe deht, dann deht er for en Woliesmann schide. Mit beste Riegards Yours Lizzie Hauffengel.

Judische Idee.

Nichts wird von einem indischen Dorfbewohner höher geschätzt, als der Talar oder Teich, denn sein Wasser dient nicht allein den größeren Teil des Jahres hindurch zur Bewässerung, sondern ist für den Dörfer auch die hauptsächlichste Quelle für seinen häuslichen Bedarf. In der heißen Jahreszeit vermindert sich das Wasser rasch, theils durch den fortwährenden Verbrauch, theils infolge der Verdunstung bis im Mai kaum noch irgend welches Wasser in den Teichen bleibt. Um diese Zeit macht es dann den Kindern großes Vergnügen, mit bis über das Knie aufgeschürzten Kleidern in dem schlüpfrigen Grunde des Teiches herumzuwaten und mit lautem Jubel die paar Füße zu fangen, die noch in den Vertiefungen des Teiches ihr Dasein zu fristen suchen. Oft wird der Teich so trocken, daß man darin so leicht herumgehen kann wie auf einer gepflasterten Straße.

In vielen Gegenden wird dann die bloßgelegte Fläche angebaut, und in dem vertrockneten Schlamm gedeihen dann guter Weizen, Erbsen und andere Feldfrüchte. Groß ist dann der Jubel der Bevölkerung, wenn der Teich mit dem Beginn der Regenzeit sich wieder zu füllen anfängt. In manchen Gegenden finden dann zu dieser Zeit heitere Festlichkeiten statt, die von seltsamen Feierlichkeiten und Bräuchen begleitet werden. Man veranstaltet religiöse Anzüge, um nach den Tempeln in den nahegelegenen Dörfern zu wallen, wo Opfer an Blumen, Früchten und sonstigen Vegetabilien dargebracht werden. Junge Mädchen tanzen vergnügt an den Ufern, Anaben eilen jubelnd und schreien in den sich rasch füllenden Teich und schwimmen in ihr herum, während die älteren und geschickten Leute dabei stehen und mit wohlgefügigen Lächeln zusehen.

Eine merkwürdige Festlichkeit bezeichnet in einigen Theilen Bengalens den Ausbruch des Regens. Sie findet nicht allein an den großen Teichen, die sich schnell bis zum Rande füllen und in der Mitte volle 15 Fuß tief sind, sondern auch am Ganges und allen seinen Nebenflüssen statt. Um 5 Uhr Nachmittags beleben sich die Ufer des Teiches mit Menschen in ihren besten Kleidern, die eifrig nach dem Wasser schauen, wo die Boote sich zu regen beginnen. Diese sind sämtlich von eigenhämlicher Bauart und überreich verziert. In einigen dieser Boote sind Öfenbilder oder religiöse Götterbilder angebracht, und im bequemsten Theile sind schöne Teppiche sowie Matten und Kissen hingelegt, die mit Seide, Atlas und Kinthabs überzogen, mit Gold und Silber gefickt und mit goldenen und silbernen Franzen besetzt sind, auf diesen sitzen die reichen und vornehmen Leute und lassen sich von einem Manne unterhalten, der tanzt, singt und den Rudern, von denen klingende Klänge herabhängen, den Takt angiebt.

Kniekrämpfe in England.

Aus London schreibt man: Seit geraumer Zeit ist es ein offenes Geheimnis an den englischen Höfen, daß König Eduard das Tragen von Kniekrämpfen bei festlichen Anlässen genehmigt, aber bis heute hat die neue Morderichtung nur geringen Eingang gefunden. Einige Theater haben den Wunsch des Monarchen mittelbar unterstützt, und so treten z. B. die Schauspieler in dem neuen Lustspiele „The Catch of the Seal“ in den Hofszenen in Kniekrämpfen auf. Es heißt auch, daß einige junge Aristokraten, die zu Hoffesten geladen werden, sich zusammengeschlossen haben, um den Kniekrämpfen bei jeder passenden Gelegenheit wieder zu ihrer alten Stellung zu verhelfen. So wird demnächst im Londoner Carlton Hotel ein Diner stattfinden, bei dem sich 50 englische Aristokraten in Kniekrämpfen einfinden werden. Für jene, die das Schicksal mit können haben bedacht hat, halten sich Spezialisten zur Verbesserung des Mangels bestens empfohlen, wie das ja auch f. H. bei der Krönung König Eduards der Fall war. Später wollen sogar wissen, daß an jenem bewundernswürdigen Tage auch nicht ein Lord oder Marquis gesehen wurde, der mit natürlichen Waden prunkten konnte.

Vassager: „Heute fährt der Zug doch ein wenig schneller als gewöhnlich!“

Schaffner: „Glaub's wohl — heut' hab'n wir guten Wind!“

Der neue König von Sachsen braucht Gehaltsaufbesserung. Da sieht man wieder, daß das Strohstreuwerk manchmal theurer ist als ein geordnetes Familienhaushalt.

Der Psychiater.

Karl Anton Mayer, Professor der Psychiatrie an einer kleinen Universität, war ein glänzender, wenn auch stiller Gelehrter und daher von namenhafter Berühmtheit. Obwohl in dem kleinen, von einer guten Speisbürgerlichkeit regierten Städtchen Niemand Aussicht hatte, verrückt zu werden, tröstete sich doch jeder, der einmal einen abnormen Ueberzuch von Gedanken in seinem Kopfe fühlte, daß im ärgsten Falle Professor Karl Anton Mayer ihm in sachkundiger Weise beibringen werde. So wirkte also schon die bloße Anwesenheit des ausgezeichneten Mannes beruhigend auf die Gemüther der Bürgerschaft.

Da geschah eines Tages das Unglaubliche: Professor Mayer wurde selbst verrückt. Es war keine Täuschung oder ein boshaft ausgesprengtes Gerücht mißgünstiger Kollegen, sondern bewiesene Thatsache. Zahlreiche Vorfälle, die sich sozusagen direkt unter den Augen der ganzen Einwohnerzucht abspielten, gaben unüberlegliches Zeugniß dafür. So eht z. B. eines Tages Herr Karl Anton Mayer in der Hauptstraße des Städtchens spazieren und sieht einen Mann, dessen Stiefel mehr elegant als bequem gearbeitet sind. Mit treuherrlicher Miene schreitet er auf den Ahnungslosen zu und tritt ihm mit einem Gewicht von hundertfünfzig Pfund auf den Fuß.

„A—a—au!“ schreit der Mißhandelte und ringt nach Luft. „Aha,“ sagt Karl Anton Mayer, während er ihn scharf mustert, „echte Symptome des normalen, momentanen Schmerzes, hochgezogene Augenbrauen, Furchen an den Nasenfüßeln.“ „Donnerwetter, Sie ungeschickter Mensch!“ rätionirt jetzt der Mann, nachdem er wieder zu Athem gekommen ist, „was fällt Ihnen denn ein? Wenn Sie nicht ein alter Herr wären, ich würde Ihnen einen Dutzend geben, daß Sie —“

„O, gut, sehr gut!“ murmelt befriedigt Karl Anton Mayer, „Wutbanfall, geballte Faust, rollende Augen — alles in Ordnung!“

„Narr, kompletter!“ repliziert der verwundete Hünenaugenbesitzer und geht mit verächtlicher Miene weiter.

Dann schreitet er, nachdenklichen Blickes, die Hände auf dem Rücken, in entgegengesetzter Richtung davon, ohne sich um die verwunderten Kommentare der Passanten zu kümmern.

Nach einigen Tagen kommt der Schneider mit der Jahresrechnung die infolge der hohenpreisenden Nachkommenschaft ein hübsches Sümmchen repräsentirt. Sie ist immer anstandslos honorirt worden, doch heute klopfte ihm der Professor verlegen lächelnd auf die Schulter und sagt: „Ja, mein lieber Meister, ich habe diesmal kein Geld und kann Ihnen darum die Rechnung nicht bezahlen.“

Der Schneider, der sicher auf das Geld gerechnet hatt, wird abwechselnd blaß und roth.

„Mer,“ stottert er in schmerzlicher Enttäuschung hervor, „wovon soll ich nun meine Schulden bezahlen?“

„So ist's recht,“ triumphirt der Professor, „Kummer! Herabgezogene Mundwinkel, tiefe Falten zwischen den Brauen, Verengung der ganzen Gesichtsmuskulatur —“

Eine Weile bleibt Herr Karl Anton Mayer verfunken in das Studium seines Obiects sehen, dann geht er an den Schreibtisch, nimmt einige blaue Scheine heraus und überreicht sie dem verblüfften Meister. Dieser fällt sofort ins andere Extrem und ein Jubelruf entringt sich seiner befreiten Brust. Mayer aber sagt bloß: „Freude! Leuchtendes Gesicht, weit geöffnete Augen, daher glänzend!“

Der überglückliche Schneider erzählt dieses kleine Intermezzo als einen köstlichen Scherz des gelehrten Herrn, aber dem widerspricht ganz energisch der Freiseur, als er sich am Abend bei der Stammtischrunde einfindet.

„Einen Scherz nennen Sie das?“ eifert er. „Nun, meinethwegen! Aber hören Sie, meine Herren, was mir heute Nachmittag passirt ist. So gegen vier Uhr kommt also der Herr Professor Mayer zu mir in den Laden und verlangt, ich solle ihm den Schädel nach Chinesenart tabetahl raufen. Ich meine, falsch gehört zu haben und starrte den Professor ganz perplex an, indem ich stotternd frage: den Kopf? Statt aller Antwort sieht mich der Mann mit einem Lächeln an, so eigen, wie ich Ihnen, wie eben nur Verriete lächeln können. Dann murmelte er in dem Bart: Zeichen grenzenloser Erstaunens etc.“ Als ob das nicht selbstverständlich wäre bei solch einem unverständlichen Verlangen. Blödsinn aber ergreift er ein ichargeschliffenes Rasiermesser, führt auf mich zu und schreit: „Scheren Sie mir den Kopf, oder —“

Ich bitte Sie meine Herren, was hätten Sie in einer solchen Situation gethan. Ein jeder hängt an seinem bishigen Leben und so ein Unsinntiger hat ja Riesenträfte! Ich glaube, ich bin ihm sogar zu Füßen gefallen in meiner Todesangst. Blödsinn aber ändert der Professor sein Benehmen; er wird ganz ruhig, nickt mit dem Kopfe und notirt sich etwas in sein Taschenbuch, dann setzt er sich nieder und läßt sich den Bart ein wenig stutzen. Nun sagen Sie selbst, meine Herren, ob das

noch Scherz sind. Nein, ich bleibe dabei, der Mann ist übergeschnappt! Und der Freiseur behielt recht. Und auch die Zweifler sollten sich davon überzeugen werden. Denn einige Tage darauf verlag der Professor seine Würde als Gelehrter und Familienvater so weit, daß er sich auf öffentlichem Markte neben eine Höterin setzte und mit ihr zu scharmiren anfing. Er wurde immer zärtlicher und zärtlicher und hat schließlich um einen Kuß. Wie aber das ungehobelte Weib den närrischen Mann wirklich küssen will, wehrt er ab und sagt: „Viehe! Hingebung! Aufstimmung! Vorgefühlte Lippen — —!“

Weiter kam er nicht, denn die gefoppelte Dame rüstete sich zum Kampf. „Was halten's mich denn zum Narren,“ schreit die rabiate Person und schlägt dem Professor den Hut vom Kopfe. „Sie Haberlump, Sie alter!“

Herr Karl Anton Mayer kann gar nichts mehr konstatiren. Die Oblectin zieht alle Register ihres beleidigten Stolzes, es sammelt sich im Ku eine schaulustige Menge um das sonderbare Paar und schließlich erscheint ein Schutzmann und führt die Höterin mit sammt ihrem verliebten Partner auf die Wache.

Jetzt war der öffentliche Standal fertig, und wie nicht anders zu erwarten, griff die Presse den Fall auf. Sie berichtete ausführlich die bereits geschilderten Vorfälle und förderte noch weitere schauerhafte Details zutage. So schrieb sie unter anderem, wie der Professor eines Tages, in schönstem schwarzen Anzuge von einer Promotion kommend, sich ein Vergnügen daraus gemacht habe, sämtliche Hunde auf der Straße mit seinem Regenschirm zu nicken und zu reizen. Und er ließ nicht eher in diesem Treiben nach, bis ihm ein wüthender Riter die Hosen zerriß, was ihm aber ungemein zu befriedigen schien.

Die Zeitungen knüpften daran eine ganze Reihe kritischer Kommentare und die Folge davon war, daß der akademische Senat schließlich zusammentrat und von dem hohen Ministerium einen sofort anzutretenden Urlaub für den armen, verbitterten Kollegen erbat, um seine Verabschiedung weniger schmerzhaft einzuleiten.

Professor Karl Anton Mayer ging fort. Er erholt sich aber unglaublich rasch, ja, er arbeitet sogar Tag und Nacht und seelenvergnügt wie nie. Viele seiner Bekannten besuchten ihn und es war keine Täuschung möglich, er wurde wieder gesund.

Nach Ablauf einer gewissen Zeit kehrte er zurück und gab ein Maß. Man feierte seine Genesung und der Rektor der Universität hielt eine schwingvolle Rede auf den wiedererwonnenen Kollegen. Professor Mayer aber, ruhig und sachlich wie immer, erwiderte: „Meine Damen und Herren! Ich war niemals trant, aber sprechen durfte ich nicht, sonst wäre alles verdorben gewesen. Empfangen Sie hier die Lösung des Räthfels, das es Fremdar meines neuen Wertes: Erster den wahren Ausbruch der Gemüthsbeugungen beim Menschen und beim Thier. R. M.“

Der Todesstoß der Kleiderbürste.

Der guten, alten Kleiderbürste, an die sich die Neuerungslust unserer Tage bisher nicht herangewagt hat, scheint nun doch der Untergang zu drohen. Wenigstens dort, wo sie intensivere Anwendung findet, wie in Hotels, Pensionen usw., wo eine größere Menge von Kleidern in einer kurzen Zeitpanne gereinigt werden muß. In einem großen Hotel des Westens in London wurde dieser Tage die maschinelle Reinigung der Kleider der Hotelgäste versucht und dieser Versuch fiel im Hinblick auf die Zeitdauer und Gröndlichkeit der Operation so sehr zu Ungunsten der mit der Hand betriebenen Bürste aus, daß sich mehrere andere Hotels veranlaßt fanden, die neue Kleiderreinigungsmaschine in ihren Etablissementen gleichfalls einzuführen. Die maschinelle Reinigung der Kleider beruht auf demselben Prinzip, wie die maschinelle Reinigung von Wöbeln und Teppichen, die schon seit einiger Zeit in Großstädten geübt wird. Der Staub und alle sonstigen Unreinlichkeiten, wie Straßenschmutz usw. werden mittels eines Erhauftors aus den Kleidern gezogen. Die Kleiderreinigungsmaschine ist mit einem kleinen elektrischen Motor verbunden, der die Saugkraft vertritt, und in dem erwähnten Londoner Hotel im Souterrain untergebracht ist. Der Hausknecht, oder wie er nun wohl heißen wird, der „Kleider-Mechaniker“ oder „Garbende-Ingenieur“ steht in einem Räume, an dessen Wänden an nummerirten Haken die Kleider der Passagiere aufgehängt werden. Ein Druck auf einen elektrischen Taster setzt die Reinigungsmaschine in Gang, und der Operateur, der eine Saugvorrichtung in Händen hält, streicht nun damit langsam über die Röcke, Hosen, Westen usw., die binnen kurzer Zeit gründlich gereinigt sind. Der aus den Kleidern gefogene Schmutz und Staub wird durch einen Schlauch in einen trommelartigen Behälter speidert und von dort entleert.

Mancher Streber gleicht dem Wetterhahn, Nimmt gefügig jede Richtung an, Wie der Wind weht, dreht sich der Geselle Und bleibt dennoch auf derselben Stelle.

Um die Welt herzufliegen.

Die hundert Jahre sind seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen verlossen, seit Columbus in America landete, Vasco da Gama auf dem Seewege Indien erreichte und Magalhaes die erste Erdumsegelung unternahm. Unermeßliche neue Gefilde wurden für die Thatkraft der Völker Europas eröffnet; die weiße Rasse schickte sich an, die Erde zu erobern, und alsbald wehte ihre Flagge siegreich in allen Erdtheilen. Die rothen Völker Amerikas schwanden vor ihr dahin, ebenso mußten die Australier dem weißen Einwanderer den Platz räumen, und nur noch eine Frage der Zeit bleibt die völlige Unterwerfung der Eingeborenen Afrikas. Im Laufe der vier Jahrhunderte übernahmen verschiedene Nationen diese Eroberungs- und Cultur-Mission und lösten sich in ihr ab. Spanier und Portugiesen, Holländer und Engländer waren die Hauptführer in iberischen Unternehmungen, während Rußland stetig und unablässig zu Lande in das Innere Asiens vordrang und seine Reichthümer erweiterte.

Hier aber in dem fernen Osten des ältesten und größten Erdtheils warten die Colonialmächte noch neue und schwierigere Aufgaben. In ihm blieb die gelbe Rasse unbezogenen und seitdem Japan die Cultur des Westens angenommen hat, weigert sie sich entschieden denn je, die Oberherrschaft Europas anzuerkennen, stellt immer deutlicher die Forderung auf: Asien für die Asiaten. Der russisch-japanische Krieg bedeutet allem Anschein nach den Anfang langwieriger Kämpfe, die fortauern werden, bis die Entscheidung auch hier gefallen ist.

Unter diesen Umständen ist es gewiß von Interesse, sich die Vertheilung der politischen Machtverhältnisse auf der Erde zu vergegenwärtigen. Die Zahlen ermüden und nicht jedem leicht

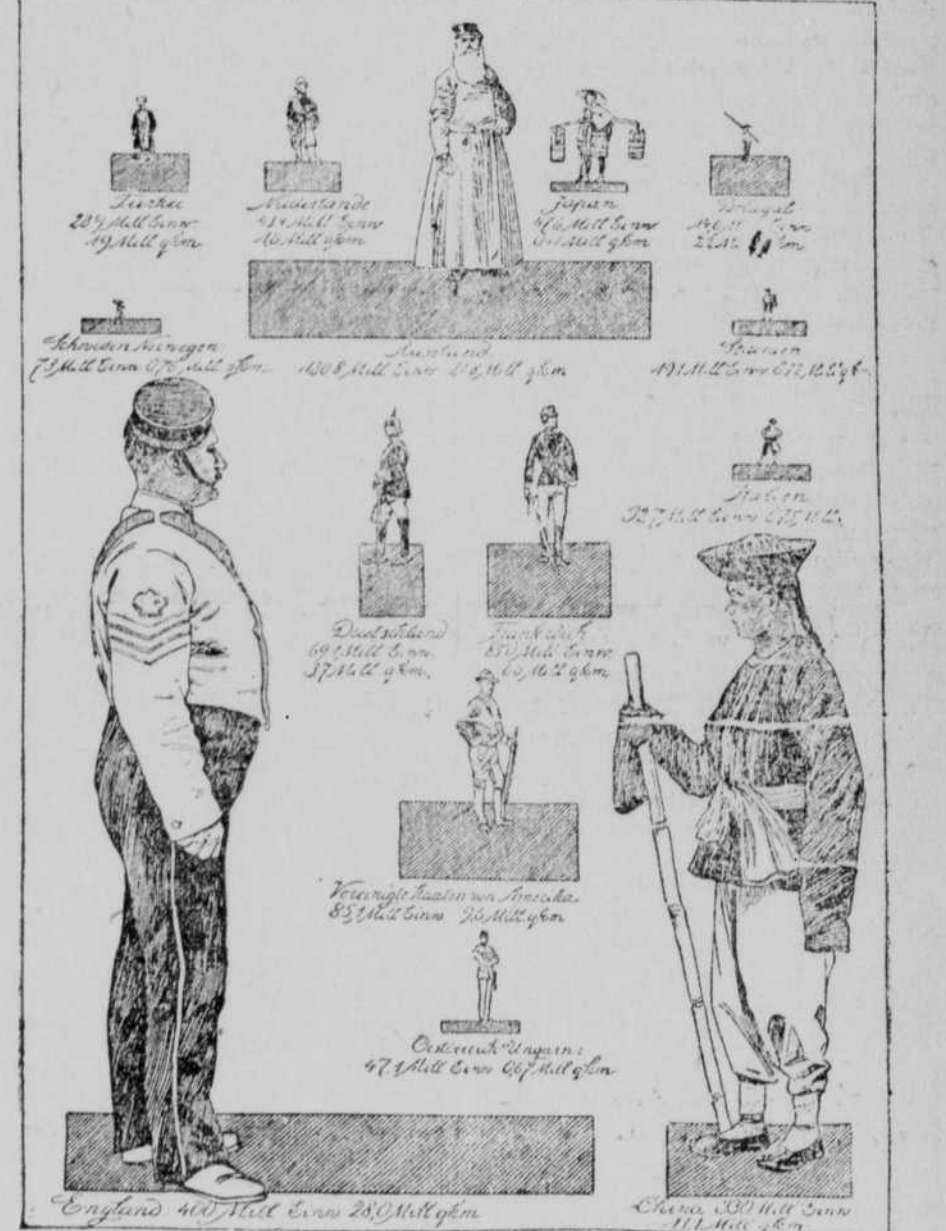
beschaffen ist; von den 130 Millionen seiner Unterthanen sind mehr als 100 Millionen Russen.

Wenig erscheint dagegen Japan, seine Bevölkerung gleicht mit 47,6 Millionen nahezu der von Oesterreich-Ungarn, aber sein Land ist um ein Drittel kleiner als das Gebiet der habsburgischen Monarchie. Kein Wunder, daß es sich mit aller Macht nach neuen Gebieten umschaut, in denen es den Ueberzuch seiner Bevölkerung verwerten könnte.

Vielleicht gefint es ihm, die politische und kulturelle Führung Chinas zu übernehmen.

Das Gebiet des Reichs der Mitte ist etwas größer als die Landfläche Europas, die rund 10 Millionen Quadratkilometer beträgt, seine Bevölkerung ist aber geringer als die des weltberühmtesten Erdtheils. Nach neuesten Schätzungen soll sie 330 Millionen betragen, während in Europa 393 Millionen Menschen leben. Die Staaten der gelben Rasse, China, Japan und Korea, haben insgesammt eine Bevölkerung von 387 Millionen Menschen. Sollte es etwa jemals zu einem weltlichen allgemeinen Kampfe kommen, so würde Europa nicht vereinzelt dasfehen. Wenn auch auf die südamerikanischen Staaten mit ihrer Mischlingsbevölkerung nicht zu zählen wäre, so lämen doch die Bevölkerung der Staaten von Amerika mit 85 Millionen Einwohnern, die Weissen in den englischen Colonien in America, Australien und Südafrika in Betracht. Es ständen dann in einem Weltkriege, zu dem es hoffentlich nicht kommen wird, rund 390 Millionen Geister 500 Millionen Weiber gegenüber.

Vom statistischen Gesichtspunkt, der die gesammte Erde umfaßt, sind England, China und Rußland Großstaaten, ihnen reihen sich als Mittelstaaten Deutschland, Frankreich und



übersichtlich sind, dürfte vielen unserer Leser die folgende statistische Bilderzettel willkommen sein, auf der in anschaulicher Weise die Figuren die Bevölkerung und die Reichthümer der Länder der wichtigsten Staaten der Erde einschließlicher Colonien darstellen. Als Riese erscheint uns England, das ein Weltreich zu gründen verstand, dreimal so groß wie das altömische Imperium und doppelt so groß wie das Reich Karls V., in dem die Sonne niemals unterging. Vierhundert Millionen Menschen leben unter englischer Staatshoheit, das ist, wenn man die Bevölkerung der Erde auf 1 Milliarde 547 Millionen Seelen schätzt, bereits mehr als der vierte Theil der gesammten Menschheit. Was England in dieser Hinsicht ein so gewaltiges Uebergewicht verleiht, ist der Besitz Indiens mit etwa 300 Millionen Einwohnern. Riesengroß ist auch die räumliche Ausdehnung des britischen Reiches in den fünf Welttheilen, es umfaßt über 28 Millionen Quadratkilometer, wobei die weitläufigen Besitzungen in den ziemlich werthlosen Polargebieten Nordamerikas nicht mitgezählt sind. Da die gesammte Landfläche der Erde auf 133 Millionen Quadratkilometer geschätzt wird, so hat England vom fünften Theil der Erde Besitz ergriffen, und das vor Allem dank der unbeschränkten Herrschaft, die es auf den Weltmeeren ausübt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Deutschland ist bei der Theilung der Erde zu spät auf dem Plan erschienen. Die Vereinigten Staaten besitzen im Stillen Ocean verhältnismäßig nur kleine Colonien, aber ihr eigenes Territorium hat dadurch annehmend die Größe Europas. Selbstverständlich bedenken sich die Größe des Länderbesitzes und die Menge der Bevölkerung fremder Massenlemente nicht völlig mit der thatsächlichen Macht der Staaten. Entscheidend bleibt immer der Kern der eigenen einheimischen Bevölkerung, ihre Lebenskraft und ihr Talendrang.

Außer den festen Territorien giebt es noch schwimmende. Die Zahl und Größe der Schiffe, über die ein Volk verfügt, beeinflusst in hohem Grade seine Machtverteilung. Das gilt nicht allein von den Kriegsstößen, sondern auch von den Handelsflotten. Dieser Umstand fällt bedeutend in die Waagschale zu Gunsten Deutschlands, und man darf nicht übersehen, daß ein Volk, das eine starke Handelsflotte besitzt, sich auch eine adungsgewaltige Kriegsflotte schaffen kann. Freilich sind Flotten ohne feste Stützpunkte im Ausland ohne vollen Werth. Darum das Streben aller feschaffenden Nationen, überseeische Colonien zu erwerben.

Ob nun in nächster Zukunft das Wachsen der Weltstaaten in gleicher Weise fortauern wird, ob die Reizen der Welt-Herrgierge aufzuheben werden? Die geschichtliche Erfahrung spricht nicht dafür. Weltreichthum ist nicht selbständig, und gerade große Colonialmächte erleiden oft in rascher Zeit einen raschen Zusammenbruch. Das zeigte sich an den Schicksalen Venedigs, Spaniens und Portugals. Große, überraschende Wechselfälle sind hier möglich, und niemand kann voraussetzen, wie sich die Macht der führenden Völker im nächsten Jahrhundert über die Erde vertheilen wird.